

ALFREDO COLITTO

DIE BRUDERSCHAFT
DES FEUERS

ALFREDO COLITTO

DIE
BRUDERSCHAFT
DES FEUERS

HISTORISCHER
KRIMINALROMAN

AUS DEM ITALIENISCHEN
VON KATHARINA SCHMIDT
UND BARBARA NEEB

PAGE  TURNER

Die Originalausgabe erschien 2010
unter dem Titel »I discepoli del fuoco«
bei Edizioni Piemme Spa, Mailand.



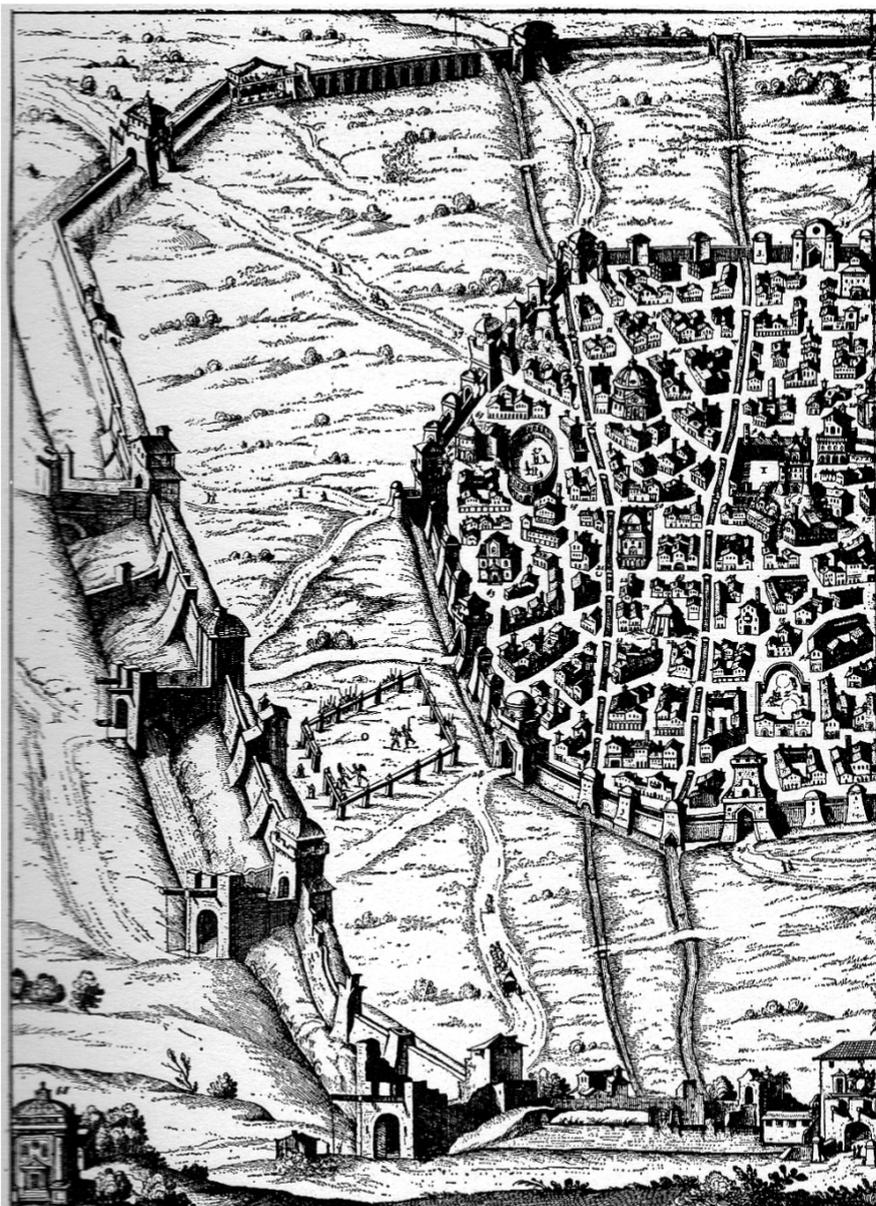
Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright* für dieses Buch
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Page & Turner Bücher erscheinen im
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH.

1. Auflage 2012
Copyright © der Originalausgabe 2010
by Edizioni Piemme Spa
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012
by Page & Turner/Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Christina Neiske
Gesetzt aus der Janson-Antiqua
bei Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-20368-0

www.pageundturner-verlag.de

Für Carlo,
den besten aller Brüder



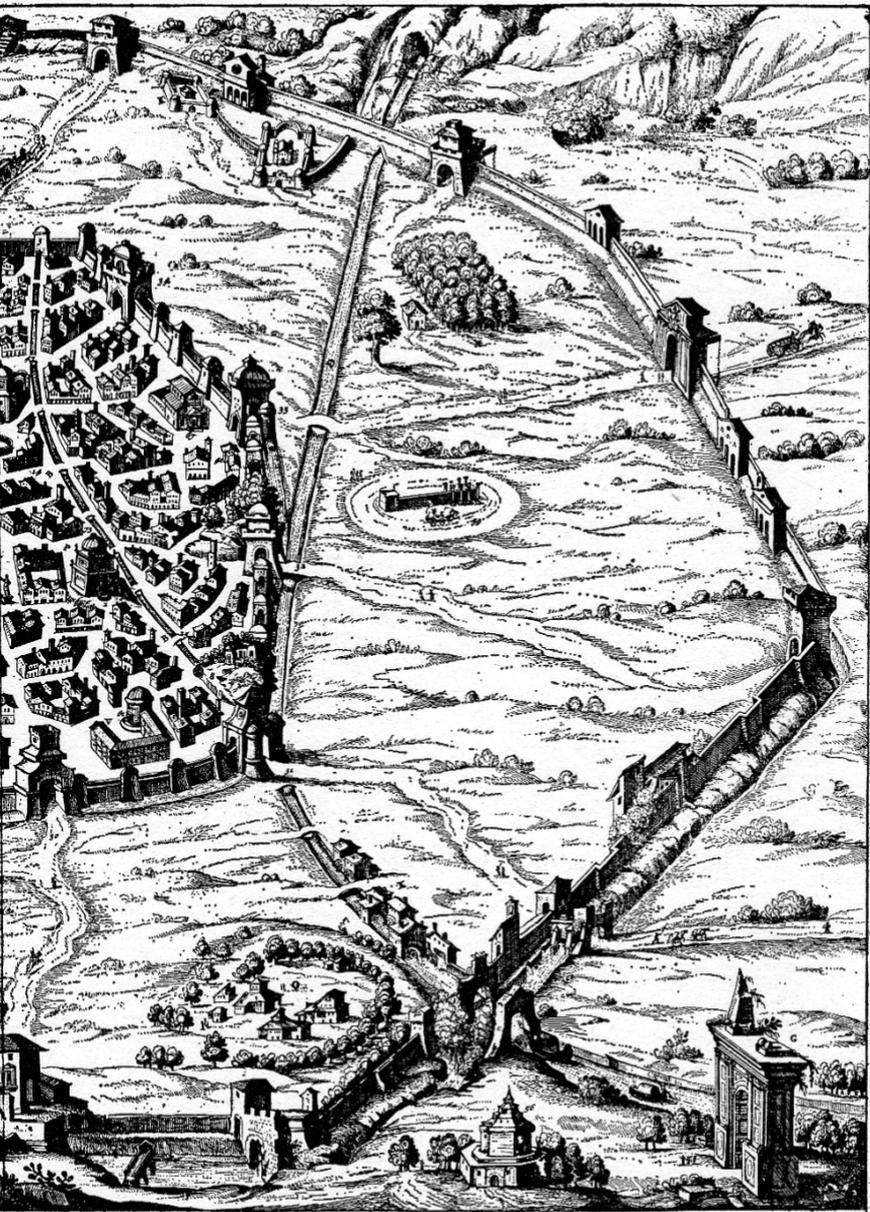
ACQUE CORRENTI.
 A. Acque nel mare. B. Fontane copiate.
 C. Acque. D. Canal. E. Canal sopra l'Acque.
 F. Canal. G. Canal. H. Canal. I. Canal.
ACQUE SORGENTI.
 J. Canal. K. Canal.
BRUE TRINTEPALLI.
 L. Canal. M. Canal. N. Canal.
 O. Canal. P. Canal. Q. Canal.

BAGNI.
 1. D'Acqua. 2. D'Acqua. 3. D'Acqua.
BOSCHI.
 4. D'Acqua. 5. D'Acqua. 6. D'Acqua.
CANTI.
 7. D'Acqua. 8. D'Acqua. 9. D'Acqua.
 10. D'Acqua. 11. D'Acqua. 12. D'Acqua.

COLONNE E STATUE.
 1. Statua. 2. Statua. 3. Statua.
EDIFICI PUBLICI.
 4. Chiesa. 5. Chiesa. 6. Chiesa.
 7. Chiesa. 8. Chiesa. 9. Chiesa.
 10. Chiesa. 11. Chiesa. 12. Chiesa.

MONTECELLI.
 1. Chiesa. 2. Chiesa. 3. Chiesa.
 4. Chiesa. 5. Chiesa. 6. Chiesa.
 7. Chiesa. 8. Chiesa. 9. Chiesa.
 10. Chiesa. 11. Chiesa. 12. Chiesa.

FELTRINA
BONANT
 Describitur Ordine
 Phil. et M.D.



SIENA,
 re
ONIA
PIVA.
 us Mont-Alianus
 Coll. Fr. P. 76.

PIAZZE.

- 26. Torre del Gallo, e Piazza Ducale.
- 27. Torre Vecchia, e Piazza del Mercato di mezzo.
- 28. Torre Orto, e Piazza della Porta di fuori.
- 29. Piazza del Campo.
- 30. Piazza del Palazzo.
- 31. Piazza del Palazzo.
- 32. Piazza del Palazzo.
- 33. Piazza del Palazzo.
- 34. Piazza del Palazzo.
- 35. Piazza del Palazzo.
- 36. Piazza del Palazzo.
- 37. Piazza del Palazzo.
- 38. Piazza del Palazzo.

PORTE DELLA CITTA.

- 1. Torre del Gallo.
- 2. Torre del Gallo.
- 3. Torre del Gallo.
- 4. Torre del Gallo.
- 5. Torre del Gallo.
- 6. Torre del Gallo.
- 7. Torre del Gallo.
- 8. Torre del Gallo.
- 9. Torre del Gallo.
- 10. Torre del Gallo.
- 11. Torre del Gallo.
- 12. Torre del Gallo.
- 13. Torre del Gallo.
- 14. Torre del Gallo.
- 15. Torre del Gallo.
- 16. Torre del Gallo.
- 17. Torre del Gallo.
- 18. Torre del Gallo.
- 19. Torre del Gallo.
- 20. Torre del Gallo.
- 21. Torre del Gallo.
- 22. Torre del Gallo.
- 23. Torre del Gallo.
- 24. Torre del Gallo.
- 25. Torre del Gallo.
- 26. Torre del Gallo.
- 27. Torre del Gallo.
- 28. Torre del Gallo.
- 29. Torre del Gallo.
- 30. Torre del Gallo.
- 31. Torre del Gallo.
- 32. Torre del Gallo.
- 33. Torre del Gallo.
- 34. Torre del Gallo.
- 35. Torre del Gallo.
- 36. Torre del Gallo.
- 37. Torre del Gallo.
- 38. Torre del Gallo.

STRADE PARTICOLARI.

- 1. Torre del Gallo.
- 2. Torre del Gallo.
- 3. Torre del Gallo.
- 4. Torre del Gallo.
- 5. Torre del Gallo.
- 6. Torre del Gallo.
- 7. Torre del Gallo.
- 8. Torre del Gallo.
- 9. Torre del Gallo.
- 10. Torre del Gallo.
- 11. Torre del Gallo.
- 12. Torre del Gallo.
- 13. Torre del Gallo.
- 14. Torre del Gallo.
- 15. Torre del Gallo.
- 16. Torre del Gallo.
- 17. Torre del Gallo.
- 18. Torre del Gallo.
- 19. Torre del Gallo.
- 20. Torre del Gallo.
- 21. Torre del Gallo.
- 22. Torre del Gallo.
- 23. Torre del Gallo.
- 24. Torre del Gallo.
- 25. Torre del Gallo.
- 26. Torre del Gallo.
- 27. Torre del Gallo.
- 28. Torre del Gallo.
- 29. Torre del Gallo.
- 30. Torre del Gallo.
- 31. Torre del Gallo.
- 32. Torre del Gallo.
- 33. Torre del Gallo.
- 34. Torre del Gallo.
- 35. Torre del Gallo.
- 36. Torre del Gallo.
- 37. Torre del Gallo.
- 38. Torre del Gallo.

TORRELLI.

- 1. Torre del Gallo.
- 2. Torre del Gallo.
- 3. Torre del Gallo.
- 4. Torre del Gallo.
- 5. Torre del Gallo.
- 6. Torre del Gallo.
- 7. Torre del Gallo.
- 8. Torre del Gallo.
- 9. Torre del Gallo.
- 10. Torre del Gallo.
- 11. Torre del Gallo.
- 12. Torre del Gallo.
- 13. Torre del Gallo.
- 14. Torre del Gallo.
- 15. Torre del Gallo.
- 16. Torre del Gallo.
- 17. Torre del Gallo.
- 18. Torre del Gallo.
- 19. Torre del Gallo.
- 20. Torre del Gallo.
- 21. Torre del Gallo.
- 22. Torre del Gallo.
- 23. Torre del Gallo.
- 24. Torre del Gallo.
- 25. Torre del Gallo.
- 26. Torre del Gallo.
- 27. Torre del Gallo.
- 28. Torre del Gallo.
- 29. Torre del Gallo.
- 30. Torre del Gallo.
- 31. Torre del Gallo.
- 32. Torre del Gallo.
- 33. Torre del Gallo.
- 34. Torre del Gallo.
- 35. Torre del Gallo.
- 36. Torre del Gallo.
- 37. Torre del Gallo.
- 38. Torre del Gallo.



PROLOG

BOLOGNA, 10. DEZEMBER 1311

Sie begriff allmählich, dass sie nicht träumte, aber dennoch hielt sie die Augen geschlossen. Sie lag auf etwas Kaltem, Hartem. Wie war es dazu gekommen? Sie erinnerte sich an nichts mehr. Nur an einen Laut in der Nacht, aber das war vorher gewesen. Inzwischen musste es Tag sein, denn sie nahm durch die geschlossenen Lider das gedämpfte Licht der Morgendämmerung wahr.

Sie streckte eine Hand aus, und ihr wurde klar, worauf sie lag. Abgetretene Holzbalken. Ein Boden, den sie genau kannte, weil sie ihn jeden Tag säubern musste. Dieser Gedanke zog sofort andere nach sich, und sie wusste wieder, wer sie war und wo sie sich befand. Sie musste ohnmächtig geworden sein, doch sie konnte sich immer noch nicht an den Grund dafür erinnern.

Sie bewegte ihre Füße, die Beine, legte die Hände ans Gesicht und ergriff so wieder Besitz von ihrem Körper, der ihr für unbestimmte Zeit genommen worden war. Aber immer noch hielt sie die Augen geschlossen. Sie wollte sie öffnen, doch etwas in ihr sträubte sich dagegen. Solange sie die Lider gesenkt hielt, fühlte sie sich beschützt.

Sie drehte sich auf eine Seite und zog sich langsam hoch, bis sie auf dem Boden saß. Inzwischen war sie vollkommen wach. Es kam ihr töricht vor, die Augen zuzukneifen, als wäre sie ein kleines Mädchen, also öffnete sie sie endlich.

Wie eine Seele, die aus der Hölle zurückgekehrt war, tauchte vor ihr wieder dieses Grauen auf, das sie bemerkt

hatte, kaum dass sie ins Zimmer getreten war. Doch diesmal fiel sie nicht in Ohnmacht, sie wandte auch nicht den Blick ab. Sie wollte es eigentlich, aber sie brachte es nicht fertig.

Was sie da vor sich sah, war nicht nur über alle Maßen grauenhaft, es war wider die Natur, lag jenseits ihres Vorstellungsvermögens. In ihrem Kopf drehte sich alles, und vielleicht wäre sie erneut in Ohnmacht gefallen, hätte sie nicht plötzlich den zur Unkenntlichkeit verstümmelten Körper auf dem Lehnstuhl aus Holz und Leder erkannt.

Sie riss die Augen auf, öffnete den Mund, holte tief Luft und entließ all ihre Angst in einen befreienden schrillen Schrei, der sogar die Wände zum Erzittern brachte und nicht mehr enden zu wollen schien. Sie hörte eine Stimme, begriff jedoch nicht, was sie sagte, und Schritte, dann schrie noch jemand.

Endlich fühlte sie, wie sie wieder in die Dunkelheit stürzte. Und dankte Gott dafür.

EINS

Aufrecht auf dem Podium stehend, in seinen langen roten Talar der Ärzte gehüllt, spürte Mondino de' Liuzzi, wie ihm die Dezemberkälte allmählich die Beine hoch bis in den Kopf kroch. Die Kohle im Glutbecken in der Mitte des Hörsaals hatte sich in Asche verwandelt und war erloschen, aber er wollte keine Unruhe schaffen, indem er seinen Pedell rief, um sie zu erneuern. Schließlich fehlte nicht mehr viel bis zum Ende des Unterrichts.

Die Studenten saßen alle mit über die Bänke gebeugten Köpfen vor ihm. Die ärmsten unter ihnen und diejenigen, die die von ihren Familien gewährte Beihilfe mit Weibern oder Wein durchgebracht hatten, schrieben mit einem Griffel auf Wachstafeln. Später würden sie zu Hause ihre Notizen auf unregelmäßig geschnittene Stücke Hadernpapier oder Pergament übertragen. Die anderen schrieben je nach ihren finanziellen Möglichkeiten mit den unterschiedlichsten Federn und Tinten, die sie kratzend über ihr Konzeptpapier führten.

Ein erfrischender Anblick. Doch es hatte auch Zeiten gegeben, vor knapp sechs Monaten, da hatte Mondino ernsthaft fürchten müssen, seine Medizinschule nie mehr wiederzusehen. Aber dann hatte sich alles noch zum Guten gewendet. Er hatte nicht nur seinen Unterricht an der Universität von Bologna wieder aufnehmen können, er war sogar noch berühmter geworden, was ihm wiederum eine größere Anzahl Studenten bescherte; so viele, dass er gemeinsam mit seinem Onkel Liuzzo das Haus neben der Schule erworben hatte, um

diese zu erweitern. Mehr wünschte sich Mondino nicht, abgesehen vielleicht von einer Frau, die seinen Kindern eine Mutter sein würde. Aber dazu musste er erst noch die Richtige finden.

»Wer von euch«, begann er, als er sah, dass fast alle ihre Notizen beendet hatten, »kann mir auf der Grundlage dessen, was ich euch heute erklärt habe, sagen, warum die Brüste der Frau rund und länglich geformt sind?«

Groß und dünn wie er war, mit seinen breiten Schultern und der hohen, von kastanienbraunen Locken eingerahmten Stirn, reichte es meist, wenn Mondino die Zuhörer mit seinen grünen Augen musterte, damit auch der ungehorsamste Student eingeschüchtert war. Aber diesmal, so wusste er, würde das nicht genügen. Weibliche Anatomie war stets der schwierigste Teil des Lehrstoffs.

Er sah, wie ein Student hastig etwas hinkritzelte, und an dem unterdrückten Kichern von dessen Banknachbarn merkte er, dass es wohl eine obszöne Antwort auf seine Frage war, aber er tat so, als hätte er nichts bemerkt. Ein anderer Student meldete sich. Als Mondino sah, um wen es sich handelte, zog er seine Schultern leicht nach vorn und machte sich auf eine polemische Antwort gefasst.

»Sprich nur, Andolfo.«

Der junge Mann stand auf. Er war Ire, mit Sommersprossen im Gesicht und feuerroten Haaren um seine Tonsur.

»Sie haben diese Form«, sagte er in holprigem Latein und vermied dabei ganz bewusst das Wort »Brüste«, »weil Gott sie ihnen so geschenkt hat. Und es ist nicht Aufgabe des Menschen, die Beweggründe des Allmächtigen zu hinterfragen.«

»Ganz recht«, sagte Mondino, ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen. »Die Medizin beschäftigt sich ja in der Tat auch nicht damit, Gottes Beweggründe zu diskutieren, sondern will nur einen Bezug herstellen zwischen den Organen,

die ER uns gegeben hat, und der Aufgabe, die sie zu erfüllen haben. Diesen Bezug zu kennen ist der erste Schritt auf dem Weg, sie heilen zu können, wenn sie erkranken.« Mit einer Handbewegung wehrte er eine weitere Entgegnung Andolfos ab und fragte: »Noch jemand?«

Eine weitere Stimme erhob sich im Raum. »Die Brüste der Frauen sind von rundlicher Form«, referierte ein zarter blonder Jüngling mit einem sinnlichen Mund, ohne erst Mondinos Aufforderung abzuwarten oder auch nur aufzustehen, »weil sie als Gefäß für das Blut dienen, das sich später in Milch verwandeln soll. Außerdem, wie schon Galen in seinem *De juvenentis membrorum* darlegt, sind sie der Schutzschild des Herzens. Deshalb müssen sie eine geeignete Form aufweisen, und die ist eben rund. Schließlich ...«

»Das genügt, Odofredo«, unterbrach Mondino seinen Redefluss. »Die Antwort ist richtig, aber ich weise dich noch einmal darauf hin, dass du erst meine Erlaubnis abwarten musst, bevor du aufstehst und etwas sagen darfst. Am Ende der Stunde wirst du dem Pedell einen Soldo Strafe zahlen.«

Dieser blutjunge Deutsche war sein Lieblingsschüler. Wie viele Studenten trug er Mönchskleidung, aber in seinem Fall wohl allein deshalb, weil es praktisch war, denn er verfügte nur über wenig Geld. Odofredo besaß Talent und Neugier und war frei von Vorurteilen, drei grundlegende Eigenschaften für jeden wahren Wissenschaftler. Doch die vierte wichtige Tugend, Disziplin, ging ihm gänzlich ab.

Ein anderer Student meinte, die weibliche Brust sei größer als die männliche, damit sie die Wärme, die aus dem Herzen käme, zurückwerfen und zu diesem zurückführen könne. Und das hätten Frauen nötiger, da ihr Herz von weniger Wärme umgeben sei als das der Männer.

Bei dieser zutreffenden Antwort, denn man wusste ja, dass Frauen im Gegensatz zu den Männern, die ein warmes Tem-

perament hatten, zu einer kalten *complexio* neigten, erhob sich Raunen und Flüstern im ganzen Raum. Jeder seiner Studenten schien eine kaltherzige Frau zu kennen, die er als Beispiel anführen wollte. Es war unglaublich, wie auch die ältesten seiner Schüler, gestandene Männer von dreißig oder fünfunddreißig Jahren, sich in unreife Jungen verwandelten, kaum dass sie einen Fuß in den Hörsaal setzten.

Mondino zeigte sich nachsichtig und nahm es gelassen. Doch dann bat er sich erneut Ruhe aus und schickte sich an, den Unterricht zu beenden. In dem Moment wurde die Tür des Hörsaals aufgerissen, und der Pedell kam herein. Er wirkte verstört. Doch bevor er etwas sagen konnte, wurde er beiseitegestoßen, und auf der Schwelle erschien die plumpe Gestalt von Taverna Tolomei, dem neuen Podestà. Er war sorgfältig gekleidet, trug eine übermäßig große, achteckige Kopfbedeckung und zum Zeichen seiner Macht als Bürgermeister den goldenen Stab in der rechten Hand. Hinter ihm erkannte man den Capitano del Popolo und die Häscher seiner Eskorte.

»Seid Ihr Mondino de' Liuzzi?«, fragte Tolomei ohne Umschweife.

Mondino umklammerte den Rand des Holzpults vor ihm, um seinen Zorn zu beherrschen. »Ich erlaube niemandem, meine Schule zu betreten, bevor der Unterricht beendet ist«, sagte er. »Als Zeichen des Respekts werde ich für Euch eine Ausnahme machen. Und Ihr könntet mein Entgegenkommen erwidern, indem Ihr mich mit meinem Titel ansprecht.«

»Und der wäre?«, fragte der Podestà.

»Magister. Was kann ich für Euch tun?«

»Ihr müsst mit mir kommen. Sofort«, erklärte der Podestà. Dann, als er sah, dass Mondino unbeeindruckt stehen blieb, fügte er widerstrebend hinzu: »Magister.«

»Warum?«

»Jemand ist auf schreckliche und unerklärliche Weise ums

Leben gekommen«, bekam er zur Antwort. »Eure Fähigkeiten werden benötigt.«

Die beiden Adjektive schrecklich und unerklärlich hatten eine erschütternde Wirkung auf den Arzt. Vor Mondinos geistigem Auge zogen noch einmal die dramatischen Ereignisse des vergangenen Frühlings vorbei. Damals hätte er beinahe alles verloren, die Medizinschule, seine Familie und sogar das eigene Leben, weil er sich in etwas hatte verwickeln lassen, das sich hinter einem schrecklichen und unerklärlichen Todesfall verbarg. Und er hatte nicht die geringste Absicht, diesen Fehler zu wiederholen.

»Es tut mir leid«, sagte er unmissverständlich. »Als Arzt heile ich die Lebenden. Ein Toter braucht meine Fähigkeiten nicht.«

Der Podestà verlor jetzt vollends die Geduld. »Eine Weigerung, sich in den Dienst der Stadt zu stellen, wenn diese ihn braucht, ist Verrat«, sagte er. Er trat beiseite und winkte die Häscher hinter sich herbei, ohne sich umzuwenden. Mondino ließ er nicht einen Moment aus den Augen. »Wenn Ihr nicht sofort mit mir kommt, lasse ich Euch verhaften.«

Sofort nach dem Gottesdienst kam Samuele da Roccastrada als Erster zum Refektorium des Klosters, um den Vormittagsimbiss einzunehmen. Er wartete auf der Schwelle, während die Brüder stumm den Raum betraten und ihn mit einem Kopfnicken grüßten. Samuele musste nicht erst die Gesichter unter den Kapuzen ihrer Franziskanerkutten sehen, um sie zu erkennen. Er war ein guter Beobachter und konnte einen Menschen an der Form seiner Schultern, dem Geräusch seiner Schritte oder der Art, wie er die Hände im Schoß verschränkte, erkennen. Vielleicht war das gar keine natürliche Begabung, hatte er oft gedacht, sondern nur der Instinkt eines gehetzten Tieres, den er in jahrelanger Heimlichtuerei entwi-

ckelt hatte. Menschen wie er lernten früh, alles und jeden im Auge zu behalten, um nicht entdeckt zu werden.

Er war ins Kloster gegangen, um seine Abartigkeit zu bekämpfen, und es war ihm drei ganze Jahre gelungen, die nur aus Disziplin und Bußübungen bestanden hatten. Dann hatte er Venanzio kennengelernt, und er war machtlos gewesen.

Inzwischen hatten sich alle Brüder außer ihm an den Tischen im Refektorium versammelt. Samuele reckte den Hals, um den Gang einsehen zu können, aber dort war niemand mehr. Während der Messe hatte Venanzio nervös gewirkt, er hatte mehrmals zum Portal der Basilika gesehen und danach zu dem milchigen Licht aufgeschaut, das durch die Glasfenster hereinfließ, als wollte er feststellen, wie weit der Tag schon fortgeschritten war.

So verhielt sich jemand, der nicht zu spät zu einer Verabredung kommen wollte.

Getrieben von einer Angst, die an Wut grenzte, lief Samuele zum Ausgang des Klosters. Zu dieser Zeit hielt sich selbst der Bruder Pförtner im Refektorium auf, das musste Venanzio gewusst haben, wenn er das Kloster unerlaubt verlassen wollte.

Als er dann sah, wie Venanzio zur Tür hinausschlüpfte, beschleunigte er seinen Schritt, sodass die Sohlen seiner Sandalen laut auf dem Terrakottaboden aufklatschten. »Venanzio!«, rief er den anderen keuchend, ohne sich darum zu kümmern, ob jemand ihn hören konnte.

Als er unvermittelt draußen im grauen Tageslicht stand, kniff er die Augen zusammen. Die Sonne hatte sich zwar hinter dichten dunklen Wolken verborgen, doch so erging es ihm jedes Mal, wenn er das Halbdunkel des Klosters verließ.

Er sah sich um: Auf der gegenüberliegenden Seite des gepflasterten Platzes unter dem Torbogen der Porta Nova herrschte das übliche Treiben von Fußgängern und Karren,

doch bis dorthin konnte Venanzio noch nicht vorgedrungen sein. Samuele wandte sich nach links zu der niedrigen Mauer, die den Friedhof der Basilika San Francesco vom Platz abgrenzte, und dort entdeckte er ihn. Er war stehen geblieben und wartete zum Schutz vor neugierigen Blicken in einer Mauernische auf ihn. Venanzio war schön wie immer, mit seinem braunen Bart und dem Kopf eines römischen Legionärs, dessen männliche Züge nicht einmal die Tonsur schmälern konnte, außerdem war er stark wie ein Baum. Doch in seinem Blick vermisste Samuele das übliche nachsichtige Lächeln.

»Du musst mich ›Pater‹ Venanzio nennen«, fuhr er ihn kalt an, sobald sich der andere genähert hatte.

»Warum hast du heimlich das Kloster verlassen?«, fragte Samuele, ohne darauf einzugehen. Sein Atem bildete beim Verlassen des Mundes kleine Wölkchen, und die Luft roch nach Schnee, doch er spürte die Kälte nicht, denn in seiner Brust tobte ein quälendes Feuer.

»Ich schulde dir keine Rechenschaft über das, was ich tue.«

»Wenn du es mir nicht sagst, gehe ich zum Pater Guardian und erzähle ihm, dass ich gesehen habe, wie du dich hinausgeschlichen hast. Zu wem willst du?«

Venanzio seufzte verärgert. »Bezähme deine Eifersucht, ›Bruder‹ Samuele. Deswegen musst du dir keine Sorgen machen. Aber das, was wir tun, ist eine Todsünde, bist du dir dessen eigentlich bewusst?«

Samuele nickte, doch er hielt seinem Blick stand. »Für dich lohnt es sich, vielleicht in der Hölle zu brennen«, sagte er leise.

Bei diesen Worten schien Venanzios Blick milder zu werden, doch seine Miene blieb ernst. »Ja, auch für dich«, gab er zu. »Aber es geht nicht nur um uns. Wir haben aus freien Stücken das Gelübde abgelegt. Wenn es uns nicht gelingt, unsere Gefühle zu beherrschen, wie können wir da anderen Menschen helfen, ihnen nicht zu erliegen?«

Dieses Gespräch führten sie nicht zum ersten Mal, und bislang hatte es immer genügt, wenn Samuele sich dem Mitbruder näherte und sich an seine Brust drückte, damit Venanzios Widerstand zerbrach wie dünnes Eis. Doch diesmal wich Venanzio zurück, als er einen Schritt auf ihn zumachte. Da wurde Samuele von Schmerz und Angst derart überwältigt, dass er schwankte. Doch Venanzio hielt selbst jetzt an seinem Entschluss fest, obwohl seine Augen sich mit Tränen füllten.

»Hör mir zu, Samuele«, sagte er sanft. »Wir reden darüber in aller Ruhe, wenn ich zurück bin. Aber jetzt muss ich gehen.«

»Ich bitte dich, sag mir wenigstens, wohin du gehst.«

Mit seinem Flehen erreichte Samuele, was ihm mit Drohungen nicht gelungen war. Und auch aus diesem Grund liebte er den anderen. Venanzio wandte den Blick ab, als würde er an der Klostermauer nach den richtigen Worten suchen. »Gestern in der Beichte habe ich etwas Furchtbares erfahren«, erklärte er. »Jemand will in der Weihnachtsnacht die Stadt niederbrennen. Eine Wahnsinnstat, die Tausende unschuldige Menschen das Leben kosten kann. Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugetan und den Herrn gefragt, ob es in einem solchen Fall richtig ist, das Beichtgeheimnis zu verletzen. Und heute Morgen habe ich die Antwort auf meine Gebete bekommen: einen Brief.«

»Einen Brief? Und von wem?«

Venanzio zuckte mit den Schultern. »Er enthielt keinen Namen. Darin stand nur, derjenige, dem ich gestern die Beichte abgenommen habe, hätte mich als äußerst vertrauenswürdigen Priester beschrieben und dass auch er seine Seele erleichtern wolle.«

»Und warum kommt er dann nicht hierher? Ist es vielleicht ein Edelmann, der gewöhnt ist, dass man ihm auch bei seinen spirituellen Bedürfnissen zu Diensten eilt?«

»Er kommt nicht her, weil er sich in Gefahr befindet«, erwiderte Venanzio. »Der Mann hat mich gebeten, ins Pratelloviertel zu kommen, an die Ecke zur Via Pietralata, wo er sich seit Tagen versteckt.«

»In der Via Pietralata! Mitten unter den Dirnen ...«

Auf Venanzios Gesicht erschien ein bitteres Lächeln. »Keine Sorge, ich laufe keine Gefahr, diesen Verlockungen zu erliegen. In Wahrheit bin ich schon öfter dort gewesen, um diesen Frauen die Beichte abzunehmen. Die unglücklichen Seelen vertrauen mir, weil ich nie versucht habe, sie zu missbrauchen, wie es anscheinend viele andere Geistliche tun.«

»Sie halten dich bestimmt für einen Heiligen«, sagte Samuele in dem Versuch, die angespannte Atmosphäre aufzulockern, aber als er Venanzios Blick auffing, bereute er das sofort.

»Mach dich nicht darüber lustig«, sagte der Priester düster. »Ich bin für alle Ewigkeit verdammt, weil ich nie den Mut gefunden habe, in der Beichte über unsere Sünde zu sprechen. An diese Orte der Verderbnis zu gehen und Gottes Wort dorthin zu bringen, ist ein Weg, um wenigstens einen Teil meiner Schuld zu büßen.«

Samuele war nicht entgangen, dass der andere zuerst »unsere Sünde« gesagt hatte. Er wusste sehr wohl, dass Venanzio mutig genug war, sich den eigenen Verfehlungen zu stellen. Wenn er sie noch nicht gebeichtet hatte, dann nur, weil er fürchtete, ihn in Schwierigkeiten zu bringen. Er hasste sich selbst dafür, dass er die Ursache von Venanzios Seelenqualen war.

»Verzeih mir«, bat er deshalb und senkte den Kopf. »Ich weiß, wie sehr du um meinetwillen leidest.«

Zu seiner Überraschung streichelte ihm der Priester über die Wange und hob sein Kinn mit zwei Fingern an. »Ich bereue nichts«, versicherte er. »Aber unsere Abartigkeit ist

Sünde und muss ein Ende haben. Darüber sprechen wir, wenn ich zurück bin. Jetzt muss ich gehen.«

»Nein!«, schrie Samuele auf. »Bitte geh nicht. Ich ahne Böses.«

Venanzios Gesicht wurde wieder hart und verschlossen, es wirkte beinahe feindlich. »Jetzt ist es genug, Samuele.«

»Dann gestatte mir, dass ich mit dir komme. Ich werde dir in einigem Abstand folgen, sodass mich niemand bemerkt. Ich möchte mich nur vergewissern, dass dir kein Leid geschieht.«

»Nein, es gibt schon Gerüchte über uns. Du weißt, was geschehen würde, wenn man entdeckte, dass wir beide das Kloster unerlaubt und zur gleichen Zeit verlassen haben? Außerdem muss ich allein gehen. Derjenige, der mich erwartet, könnte misstrauisch werden und nicht erscheinen.« Venanzio sah ihm direkt in die Augen, und sein Blick duldeten keinen Widerspruch. »Wage es ja nicht, mir zu folgen«, schloss er. Dann drehte er ihm den Rücken zu und ging in Richtung Pratello, dem Viertel, das nur eine Häuserzeile von der Basilika San Francesco trennte. Samuele blieb stehen und starrte ihm nach, bis Venanzio um die Ecke gebogen war und sich in seinem Kopf das Bild von einem Kuttenzipfel und darunter einem nervös vorwärtsschreitenden Fuß in einer abgetragenen Sandale eingebrannt hatte.

Er kehrte ins Kloster zurück und versuchte vergeblich, den Gedanken aus seinem Kopf zu verbannen, dass dieser Fuß das Letzte war, was er von Venanzio gesehen hatte.

Es war keineswegs üblich, dass der Podestà sich zum Schauplatz eines Mordes begab. Diese Aufgabe kam, wenn überhaupt, dem Capitano del Popolo zu, oder besser gesagt irgendeinem Richter der städtischen Gerichtsbarkeit. Doch Taverna Tolomei war bekannt für seine Neigung aufzufallen, ganz egal, was er tat. Nur aus diesem Grund, so dachte Mon-

dino grollend, hatte er auf so theatralische Weise seinen Unterricht unterbrochen und von ihm verlangt, mit ihm zu kommen. Der Tote musste eine wichtige Persönlichkeit sein, und dass der Podestà nun in vollem Staat in dessen Haus erschien, noch dazu mit einem berühmten Arzt im Gefolge, der sich die Leiche ansehen sollte, würde ihn bei den Angehörigen ins beste Licht rücken.

Im düsteren Zwielficht, das Regen ankündigte, bewegten sie sich in Richtung Porta Stiera vorwärts und zwangen auf ihrem Weg Fußgänger und Karren, ihnen auszuweichen. Taverna Tolomei bildete die Mitte dieses kleinen Zugs, er wirkte selbstgefällig in seiner blauen, in der Taille von einem roten Gürtel zusammengehaltenen Tunika und dem gefütterten Mantel, der seinen Körper noch plumper wirken ließ. Neben ihm ging der Capitano del Popolo, und von den vier Häschern der Eskorte hatten sich je zwei am Anfang und am Ende des Zuges postiert.

Mondino lief auf dem Schlamm, den die Kälte hart wie Stein hatte werden lassen, hinter den beiden Notabeln her, gefolgt von den zwei Häschern, die den Zug beschloss. Dies war eigentlich ein Ehrenplatz, aber er kam sich wie ein Gefangener vor und schäumte vor unterdrückter Wut, weil man ihn auf solche Weise abgeholt hatte.

Der Podestà hatte nur gesagt, es gäbe einen Toten, aber Mondino war überzeugt, dass es sich um Mord handelte. Und damit wollte er nichts zu tun haben. Jetzt hätte er gern seinen Onkel Liuzzo zur Seite gehabt und ihn um Rat gefragt. Der hätte bestimmt einen Weg gefunden, um abzulehnen, ohne jemanden zu beleidigen, oder hätte zumindest im Gegenzug für die gewünschte Auskunft einen Vorteil für sich herausgeschlagen und sich danach sofort elegant zurückgezogen.

Doch Liuzzo besuchte gerade Verwandte in der Toskana, um einige Familienangelegenheiten zu klären. Und Mondino

konnte nicht anders, er sagte immer ungehemmt und freiheraus, was er dachte. Deshalb hatte er sich in ein feindseliges Schweigen zurückgezogen, seit sie die Medizinschule verlassen hatten.

»Wir sind da«, verkündete der Podestà plötzlich und schaute sich nach ihm um.

In seine Gedanken versunken hatte Mondino kaum auf den Weg geachtet. Jetzt blickte er auf, während man von fern einen Donner hörte. Und ihm blieb der Mund offen stehen. Sie standen vor dem Haus von Azzone Lamberti.

»Sagt mir jetzt nicht, dass der Tote Azzone Lamberti ist«, sagte er, und seine Stimme verriet ein wenig Hoffnung.

»Nein, es ist sein Vater, Bertrando«, erklärte der Capitano del Popolo, Messer Visdomini. Er war ein Mann mit einer milchweißen Haut, kurzen Haaren, einem kantigen Kinn und langen Armen. Trotz der Kälte trug er keinen Mantel, sondern nur einen Panzer aus gekochtem Leder über seinem schwarzen, soldatisch anmutenden ärmellosen Obergewand und eine Kopfbedeckung aus schwarzem Samt.

»Azzone hält sich außerhalb von Bologna auf, wir haben ihn noch nicht benachrichtigen können.«

»Ich kehre um«, erklärte Mondino entschieden. »Wenn ihr mich deswegen verhaften wollt, nur zu.«

Die beiden Würdenträger blieben stehen, drehten sich gleichzeitig um und starrten ihn an. Die Häscher vor ihnen, die nichts davon bemerkt hatten, liefen weiter, doch auf einen Pfiff der Kameraden kehrten sie im Laufschrift zurück.

»Azzone Lamberti würde mich umbringen, wenn er wüsste, dass ich in seinem Haus gewesen bin«, erklärte Mondino. »Oder er würde es zumindest versuchen«, fügte er hinzu und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Warum hasst er Euch so?«, fragte der Capitano del Popolo und rieb sein Kinn.

»Er beschuldigt mich, ich hätte seinen Sohn getötet«, erwiderte Mondino. Als er sah, wie sich das Gesicht des Podestà verfinsterte, beschloss er, ihm die ganze Geschichte zu erzählen. Vielleicht würde Azzones Hass auf ihn diesmal etwas Gutes bewirken.

Mitten auf der Straße berichtete Mondino also alles, während die Sbirren so taten, als würden sie nicht zuhören, und die Neugierigen zurückhielten, die sich unter dem Bogengang gegenüber versammelt hatten. Vor zwei Jahren hatte Azzone seinen einzigen Sohn, der damals neun Jahre alt war, auf sein Kriegssross gesetzt und dieses angetrieben, bis es galoppierte. Das Kind war heruntergefallen und hatte sich den Kopf angeschlagen. Der Vater hatte Mondino rufen lassen, der seiner Meinung nach nicht schnell genug herbeigeilt war, und der Junge war gestorben. Seitdem machte ihn Azzone für den Tod seines Sohnes verantwortlich und versäumte keine Gelegenheit, ihn zu verleumden.

»Was hat er sich denn dabei gedacht, einen neunjährigen Jungen auf ein Kriegssross zu setzen?«, fragte der Podestà.

»Dasselbe hat ihm seine Ehefrau Eleonora, die Stiefmutter des Knaben, gesagt«, erwiderte Mondino. »Doch statt einer Antwort hat Azzone ihr so heftig mit der Faust ins Gesicht geschlagen, dass sie blutete. Und als ich dazwischengegangen bin, hat er sein Schwert gezückt.«

»Nun weiß ich, was er für ein Mensch ist«, sagte Visdomini. »Ich bin erst seit Kurzem in Bologna, aber Leute wie ihn gibt es reichlich in jeder Stadt. Vielleicht habt Ihr recht, und es ist besser, wenn Ihr nicht mitkommt.«

Bei diesen Worten des Capitano del Popolo richteten sich die Augen des Podestà unter seiner achteckigen Kopfbedeckung auf die Sbirren und das umstehende Volk. Mondino sah ihm an, was ihm dabei durch den Kopf schoss. Es reute ihn schon, dass er den Arzt zum Mitkommen gezwungen hatte,

doch wenn er ihn jetzt unter zahlreichen Entschuldigungen gehen ließ, nachdem er diesen ganzen Aufstand veranstaltet hatte, würde sich die Nachricht blitzschnell verbreiten, und er würde als Weichling und vor allem als Dummkopf dastehen.

»Azzone Lamberti wird gut daran tun, sich einem Befehl des Podestà nicht zu widersetzen«, sagte Taverna laut genug, dass alle Anwesenden es hörten. »Magister, ich nehme die Verantwortung auf mich. Gehen wir hinein.«

Ein Diener ließ sie von der Straßenseite her eintreten und führte sie durch einen kleinen Innengarten, der von Buchsbaumbüschen umgeben war. Ein barfüßiges, etwa zwölf Jahre altes Mädchen eilte ihnen voraus, um sie den Herrschaften anzukündigen, und als sie den großen Saal betraten, empfing sie dort Azzones zweite Ehefrau Eleonora. Sie stand in der Mitte des Raumes, einen einfachen schwarzen Schleier über den zusammengenommenen kupferroten Haaren, die Hände hingen an den Seiten eines schwarzen Seidenkleides herab, das ihr bis auf die mit schwarzer Seidenstickerei bedeckten Pantoffeln fiel. Sie sah aus wie eine Königin in Trauer.

Eleonora war nicht mehr jung, sie musste mindestens dreißig sein, aber ihre reife Schönheit konnte es mit der vieler junger Mädchen aufnehmen. Mondino erinnerte sich noch genau an den Moment, als er sie an den Schultern aufgefangen hatte, damit sie nach Azzones Schlag nicht hinfiel. Das war zwei Jahre her, doch das Gefühl, welches diese unbeabsichtigte Umarmung bei ihm hervorgerufen hatte, regte sich wieder so lebhaft in ihm, dass er den Blick abwenden musste, aus Angst, man könnte es ihm ansehen.

»Madonna«, begann der Podestà das Gespräch. »Angesichts der Schwere der Lage bin ich persönlich gekommen und habe es für angebracht gehalten, Mondino de' Liuzzi mitzubringen. Ich wusste nichts von Eurer Feindschaft gegen ihn, davon habe ich gerade erst erfahren. Dennoch ...«

»Bemüht Euch nicht, Messer Tolomei«, unterbrach ihn die Frau anmutig. »Mein Ehemann ist, wie Ihr wisst, heute Morgen in aller Frühe aufgebrochen, um unsere Maulbeerpflanzungen in San Giovanni in Persiceto zu besuchen. Ich habe schon einen Boten nach ihm geschickt, um ihm die Nachricht vom Tod seines Vaters zu überbringen, aber er wird nicht vor heute Nacht nach Hause zurückkehren. Bis dahin bin ich die Herrin dieses Hauses, und ich habe gewiss nicht vor, mich dem Willen des Podestà von Bologna zu widersetzen.«

Nachdem sie mit dieser kurzen Rede klargestellt hatte, dass die Verantwortung für diesen Besuch allein auf Taverna Tolomei zurückfallen würde, wies sie den Diener an, die Häsher in die Küche zu führen, wo sie sich stärken konnten, und winkte den anderen drei Männern, ihr zu folgen. »Kommt, ich bringe euch zu Bertrandos Arbeitszimmer«, sagte sie. »Dort befindet sich der Leichnam.« Sie wandte sich kurz um. »Oder zumindest, was davon übrig geblieben ist.«

Sie lief ihnen die Treppe voraus bis in den ersten Stock, wo sie einen langen Flur entlangging, bis sie vor einem bogenförmigen Eingang stehen blieb, der in ein geräumiges Zimmer führte. »Hier ist es«, sagte sie, und ihre Stimme klang plötzlich verändert. »Verzeiht, wenn ich nicht mit euch eintrete. Die Magd, die ihn heute am frühen Morgen gefunden hat, hat sich noch nicht von dem Schrecken erholt, und ich habe bei seinem Anblick ebenfalls aufgeschrien.«

Sie machte den Weg frei, aber weder der Podestà noch der Capitano del Popolo machten Anstalten, den Raum zu betreten. Schließlich ging Mondino als Erster ins Zimmer.

Der Anblick, der sich ihm dort darbot, war so unerwartet, dass er zu keiner Reaktion fähig war. Er schrie nicht, er wich auch nicht zurück oder schlug die Hände vors Gesicht. Der Arzt öffnete nur stumm den Mund und spürte, wie seine Knie nachgaben. Er wankte, als hätte ihm jemand einen Schlag ver-

setzt, und rang um Fassung, dann wich er zur Seite, damit die anderen ebenfalls eintreten konnten.

Während die beiden Würdenträger gleichzeitig einen erstickten Schrei ausstießen, warf Mondino einen flüchtigen Blick auf Eleonora, die im Flur stehen geblieben war. Der Umstand, dass sie bei diesem Anblick nicht ohnmächtig geworden war, verriet eine außergewöhnliche Willenskraft. Er zwang sich, die Augen wieder auf die Leiche zu richten.

In einer Stille, die nur von dem krächzenden Ruf einer Krähe vom Garten her unterbrochen wurde, betrachteten sie stumm das, was von Bertrando Lamberti geblieben war. Der Mann saß auf einem breiten Lehnstuhl mit einem Rücken aus Leder zwischen dem Kamin und dem Fenster. Der rechte Arm ruhte auf der Seitenlehne. Er war bis zur Schulter vollständig erhalten, aber verkohlt und schwarz wie ein Braten, den man auf der Glut vergessen hatte. Die Füße, die in niedrigen Stiefeln steckten, schienen unversehrt zu sein, doch die weißen, schlaffen Beine des alten Mannes endeten oberhalb der Knie in zwei verkohlten Stümpfen, die an dem Leder klebten, das sich dort, wo es mit der Leiche in Berührung kam, untrennbar mit ihr verbunden hatte. Anstelle der Oberschenkelknochen, des Beckens, der Bauchhöhle und des Brustkorbs sah man nur ein einziges Loch. Die Rippen, Schlüsselbeine und die Gelenke, die die Arme mit den Schultern verbanden, waren verschwunden und zu Asche verbrannt. Die Wirbelsäule war mit dem Leder der Rückenlehne zusammengeschnitten, und der Kopf hatte sich in einen grinsenden Totenschädel verwandelt, aus dem nur noch ein einziges Auge leer starrte. Nichts an dieser Ausgeburt der Hölle erinnerte an Bertrando Lamberti, doch die Leiche befand sich in seinem Arbeitszimmer, saß in seinem Lehnstuhl. Er musste es sein.

Der Capitano del Popolo sog lautstark die Luft ein und durchbrach damit die Stille.

»Was tut Ihr?«, fragte Mondino, dessen Blick sich kaum von dem Leichnam zu lösen vermochte.

»Ich versuche zu überprüfen, ob man noch Schwefel riecht. Dies ist ein Werk des Teufels.«

»Das meine ich auch«, brachte Taverna Tolomei heiser flüsternd hervor. Dann räusperte er sich und wiederholte lauter: »Das meine ich auch.«

Er schwieg mit weit aufgerissenen Augen, offensichtlich hatte es ihm erneut die Sprache verschlagen. Sein Mund formte lautlos einige Worte. Mondino konnte von seinen Lippen ablesen, dass er ein Gebet murmelte.

»Das Seltsamste ist«, bemerkte der Arzt und ging auf den Stuhl zu, »dass der Körper zu Asche verbrannt ist, das Holz jedoch nicht.« Er hob den Blick, um sich das Wandregal anzusehen, den Tisch mit dem seidenen Überwurf und die lange schmale Truhe. Alles war unversehrt, ohne die geringste Brandspur. »Und im Haus ist auch kein Feuer ausgebrochen«, fügte er nachdenklich hinzu.

Der Capitano zuckte mit den Schultern. »Ich habe Euch doch gesagt, das ist Teufelswerk. Seht Euch die Knochen an. Nicht einmal auf dem Scheiterhaufen verbrennen die Menschen so vollständig.«

Mondino nickte. Schon öfter hatte er Leichen von Verurteilten seziiert, die den Flammentod gestorben waren, um festzustellen, welche Wirkung Feuer auf das Gewebe ausübte. Verbrannte Leichen waren hart wie Holz. Während der Hinrichtung platzte oft der Bauch auf, sodass die Gedärme heraustraten und mit der Haut verbrannten. Aber das Knochengestüst, obwohl trocken und vergilbt, blieb stets so gut wie unversehrt. Mondino hatte versucht, Knochen im Kamin zu Asche zu verbrennen, doch das war ihm nicht einmal nach Tagen gelungen. Daraus hatte er geschlossen, dass Knochen nur einen geringen Anteil brennbarer Materie besaßen

und dass sie deshalb selbst bei extremer äußerer Hitzeeinwirkung nicht verbrannten. Jetzt, angesichts dieser zu kleinen, weißen Aschehäufchen verbrannten Knochen, musste er seine Meinung überdenken. Knochen konnten also doch verbrennen. Aber die dazu nötige Hitze war seines Wissens nicht von menschlicher Hand zu erreichen.

»Das sieht tatsächlich nach Teufelswerk aus«, sagte er und klang dabei beinahe, als spräche er mit sich selbst. »Aber ...«

»Aber was?«, fragte der Podestà.

Mondino zog es vor, mit einer Gegenfrage zu antworten. »Was wünscht Ihr von mir, was soll ich tun?«

Endlich gewann Taverna Tolomei den selbstsicheren Ton zurück, den er vor dem Ältestenrat von Bologna an den Tag legte. »Vor allem müsst Ihr unwiderlegbar feststellen, ob dieser Mann wirklich Bertrando Lamberti ist«, sagte er. »Danach solltet Ihr mir erklären können, ob der Tod durch Unfall oder übernatürliche Mächte eintrat oder ob es sich um Mord handelt. In den ersten beiden Fällen wird sich die Stadtverwaltung von jeder Pflicht entbunden sehen, weitere Ermittlungen anzustellen. Im dritten und letzten Fall jedoch werde ich mich selbst darum kümmern, den Schuldigen eines so grausamen Verbrechens der Gerechtigkeit zu überführen.« Er sah den Arzt eindringlich an. »Aber ich bin sicher, dass Ihr mit Eurer wissenschaftlichen Analyse Messer Visdominis Äußerungen bestätigen werdet.«

»Exzellenz...«, hub Mondino an, der sich jetzt kaum noch beherrschen konnte. Kaum etwas brachte ihn so auf wie der Versuch, die Wissenschaft im Dienst der Politik zu beeinflussen.

»Natürlich werden wir Euch für die Unannehmlichkeiten bezahlen«, unterbrach ihn der Podestà. »Die Stadt Bologna vertraut voll und ganz auf Euch. Ich weiß genau, was Ihr im letzten Frühling vollbracht habt, als Ihr mit meinem Vorgänger Enrico Bernadazzi zusammengearbeitet habt.«

Einen kurzen Moment lang hatte Mondino wieder die drei Leichen vor Augen, deren Herz sich in einen Eisenblock verwandelt hatte. Auch damals hatte es wie Teufelswerk ausgesehen, doch der Schuldige war ein Mensch gewesen. Aber um dies herauszufinden, hatte er sich selbst und seine ganze Familie in große Gefahr gebracht.

Er wollte gerade unmissverständlich ablehnen, als das Rascheln eines Frauengewandes ihn dazu bewegte, sich umzudrehen. Eleonora Lamberti hatte sich über die Schwelle gewagt und stand nun aufrecht in ihrem schwarzen Seidenkleid vor ihm. »Messer Mondino«, sagte sie, und ihre Stimme schwankte ein wenig dabei, »gestattet Ihr mir ein Wort, bevor Ihr eine Entscheidung trefft?«

»Selbstverständlich, Madonna«, antwortete Mondino und folgte ihr aus dem Raum.

Die Dame ging einige Schritte den Flur entlang, bevor sie vor einem Erkerfenster stehen blieb, das auf die Küche im Erdgeschoss ging. Sie sah ihn lange an, bevor sie zu sprechen begann, und Mondino bemerkte überrascht, dass er verlegen mit einem Fuß auf dem Holzfußboden scharrte wie ein unreifer Jüngling.

»Vor allem möchte ich Euch sagen, dass ich die Meinung meines Gemahls über Euch nicht teile«, begann Eleonora leise. »Ich habe gesehen, was Ihr getan habt, um den kleinen Francesco zu retten, und wenn es Euch nicht gelungen ist, so lag es nur daran, dass Gott beschlossen hatte, ihn zu sich zu rufen.«

»Ich danke Euch«, erwiderte Mondino vorsichtig. Diese späte Vertrauensbekundung konnte nicht der Grund dafür sein, dass sie ungestört mit ihm sprechen wollte.

Die Dame sah ihn wieder an. »Azzone hat mich geheiratet, damit ich Francesco eine Mutter sein und ihm Geschwister schenken würde«, sagte sie und richtete sich mit zwei erhobe-

nen Fingern den Schleier. »Später hat sich herausgestellt, dass ich keine Kinder bekommen kann, und dann ist Francesco gestorben. Azzone hat keinen Erben. Könnt Ihr Euch vorstellen, was solch ein Schicksalsschlag bei einem Mann anrichtet?«

»Warum erzählt Ihr mir das, Madonna?«

Sie schüttelte nur stumm den Kopf. »Ich mochte meinen Schwiegervater«, fuhr sie dann fort. »Er war ein freundlicher Mann, der Einzige in der Familie, der mich nicht wie einen nutzlosen Gegenstand behandelte, weil mein Schoß unfruchtbar ist.« Sie verstummte wieder kurz. »Er hat einen so schrecklichen Tod nicht verdient. Und Ihr seid der Einzige, der ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen kann. Ihr müsst herausfinden, was passiert ist und wer ihm das angetan hat.«

»Ich, Madonna? Aber ich bin doch nur ein Arzt, keine Amtsperson.«

»Der Podestà ist unfähig, das wisst Ihr genauso gut wie ich. Er kann nur eitel wie ein Pfau herumstolzieren und sich der Menge zeigen. Und Messer Visdomini hat bereits entschieden, dass der Tod meines Schwiegervaters ein Werk des Teufels ist.«

»Und Ihr glaubt das nicht?«

»Das Böse wählt andere Mittel und Wege, um sich den Menschen zu offenbaren, das weiß ich genau«, sagte Eleonora, und tiefe Traurigkeit lag in ihrer Stimme. »Ich bitte Euch, nehmt die Aufgabe an.«

Mondino verlor sich in der Betrachtung dieses vollkommenen Gesichtes. Ein sinnlicher Mund, glatte, faltenlose Wangen, weiches kupferrotes Haar, das unter dem schwarzen Schleier hervorquoll. Ihre Augen waren von dem gleichen Grün wie die seinen.

In diesem Moment kam der Capitano del Popolo aus dem Arbeitszimmer.

»Madonna Eleonora, könnt Ihr die Frau hierherrufen, die

die Leiche Eures Schwiegervaters entdeckt hat?«, fragte er.
»Ich möchte sie befragen.«

»Sie ist noch sehr erschüttert, ich weiß nicht, ob sie ...«

»Sagt ihr, sie soll sich zusammenreißen. Es ist wichtig, dass sie mir genau erzählt, was geschehen ist, als sie das Zimmer betreten hat. Vielleicht hat sie eine Spur von Satan bemerkt, die jetzt nicht mehr erkennbar ist.«

»Nun gut«, sagte Eleonora und ging auf die Treppe zu, nachdem sie Mondino einen sprechenden Blick zugeworfen hatte.

Die beiden Männer kehrten gemeinsam ins Arbeitszimmer zurück. Der Capitano del Popolo wandte sich sofort dem Kamin zu und betrachtete ihn von innen. Vielleicht suchte er noch immer nach Schwefelspuren.

Mondino näherte sich dem Podestà, der aus dem Fenster sah und in unangenehme Gedanken versunken schien.

»Ich nehme den Auftrag an, diesen Leichnam zu untersuchen«, erklärte Mondino knapp.

»Das freut mich«, erwiderte der Podestà, wandte sich ihm zu und musterte ihn von Kopf bis Fuß.

»Aber ich kann nicht versprechen, dass ich herausfinde, wie ein Mann so vollständig verbrennen konnte, dass die Knochen sich in Asche verwandeln, ohne dass sich das Feuer auf seine Umgebung ausbreitet.«

»Wir vertrauen darauf, dass Ihr Euer Bestes geben werdet«, erwiderte Taverna Tolomei rasch. »Und wenn Ihr das nicht herausfindet, der Ihr ein *magister medicinae* seid, bleibt uns nichts anderes übrig, als anzunehmen, dass es Teufelswerk gewesen ist. Und das fällt in die Verantwortung der Kirche.«

»Einen Augenblick«, wandte der Arzt ein. »Ich stelle zwei Bedingungen für meine Hilfe.«

»Welche?«

Bevor Mondino etwas erwidern konnte, hörten sie, wie

sich rasche Schritte näherten, und kurz darauf erschien die schlanke Silhouette Eleonoras im Türbogen. »Nimm all deinen Mut zusammen und tritt ein, Maria«, sagte sie zu der Frau hinter ihr. »Ich bleibe bei dir.«

Sie betrat das Arbeitszimmer, gefolgt von einer kleinen Frau in einem braunen Kleid und einem grauen Obergewand. Beide gingen an dem Lehnstuhl vorbei, ohne ihn anzusehen, und blieben vor Mondino und dem Podestà stehen. Die Magd war noch jung, aber ihr Gesicht, das von einer grauen Haube umrahmt wurde, durchzogen zahlreiche Fältchen, und ihre Hände waren rot und rissig.

Mondino wollte den Capitano del Popolo rufen, der seinen Lederpanzer ausgezogen und sich hingekniet hatte, um in der Kaminasche zu stochern, doch da bemerkte er, dass die Frau blass geworden war und schwankte. Man musste sie zum Reden bringen, bevor sie wieder in Ohnmacht fiel. Deshalb fragte er sie rasch, ob sie sich von dem Schrecken erholt habe, und sie sah ihn erstaunt an, bevor sie dies bejahte. Es geschah wohl nicht oft, dass jemand sich nach ihrem Befinden erkundigte.

»Du heißt Maria, richtig?«

»Sé.«

»Maria, wir müssen wissen«, fuhr Mondino freundlich fort, »ob du, als du Bertrandos Leiche in diesem Zustand entdeckt hast ...« Er unterbrach sich, weil die Frau schon jetzt mit erschrockenem Blick den Kopf schüttelte.

»Ich kann mir vorstellen, wie du dich gefühlt hast. Doch denk jetzt nicht mehr daran. Wir wissen, dass du in Ohnmacht gefallen bist, und wollen dich nicht wieder erschrecken.«

Maria nickte vorsichtig und harrte der Dinge, die da kommen würden. Inzwischen war der Capitano del Popolo mit einem ascheverschmierten Kerzenstummel in der Hand aufgestanden und hatte ihn auf dem Tisch abgelegt.

»Messer Visdomini wird dir einige Fragen stellen«, fuhr

Mondino fort, »und dann kannst du gehen. Es ist wichtig, dass du sie so genau wie möglich beantwortest.«

Er trat einen Schritt zurück und überließ dem Capitano del Popolo seinen Platz. Dieser stellte der Frau nun eine Reihe rascher Fragen, ohne ihr Zeit zu lassen, lange über die Antworten nachzudenken. Er war energisch, aber nicht grob, obwohl die Frau eine Dienstmagd war, und Mondino dachte, dass er etwas von seiner Arbeit verstand. Doch seine hartnäckige Überzeugung, der Tod des Familienoberhauptes sei durch eine übernatürliche Macht eingetreten, drohte, ihn auf eine falsche Spur zu führen.

»Jetzt versuch dich zu erinnern, ob dir, bevor du zu Boden gefallen bist oder nachdem du wieder aufgewacht bist, etwas Seltsames aufgefallen ist«, sagte Visdomini schließlich. »Irgendetwas, das dort nicht hätte sein dürfen.«

»Nein ... Nein, ich glaube nicht«, antwortete sie mit zitternder Stimme. »*L'onic fat stran le suzes préma ed not.*«

»Was?«, fragte der Capitano del Popolo.

»Sie hat gesagt, das einzig Seltsame ist früher in der Nacht vorgefallen«, übersetzte Eleonora für ihn. Dann ermahnte sie die Magd: »Maria, bemü dich bitte zu sprechen, wie ich es dich gelehrt habe. Was war seltsam?«

Die Frau schüttelte erstaunt den Kopf: »Ein ... Ton. *Al n'era brisa un vers.* Ich meine, es war kein Schrei, sondern klang mehr wie Gesang.«

»Das stimmt, ich habe es ebenfalls gehört«, bestätigte Eleonora erstaunt. »Ein überaus langer, modulierter, sehr hoher Ton. Erst als er verklungen war, habe ich gedacht, es könnte sich um eine menschliche Stimme handeln.«

»Und Ihr habt nicht nachgesehen, woher dieser Ton kam?«

Eleonora zuckte mit den Schultern. »Ich habe geglaubt, ich hätte das nur geträumt. Und das täte ich immer noch, hätte Maria nicht gerade gesagt, dass sie es ebenfalls gehört hat.«

»Gut, aber der Ton war vorher«, unterbrach sie der Capitano del Popolo, verärgert darüber, dass man ihm die Befragung aus der Hand genommen hatte. »Vielleicht war es der Teufel, als er sich näherte. Uns interessiert hier der Zeitpunkt, zu dem die Leiche entdeckt wurde.« Er wandte sich an die Magd: »Maria, denk nicht an den armen Bertrando. Denk nur an das Zimmer. An den Kamin, den Tisch, den Boden. Schaffst du das?«

Sie nickte.

»Gut. Dann sag mir jetzt: War irgendwo im Zimmer eine Kerze?«

»Eine *candejila*?«, fragte Maria und verfiel wieder in ihren Dialekt.

Visdomini machte eine Pause, bevor er weitersprach. »In der Kaminasche habe ich das hier gefunden«, sagte er, nahm den Kerzenstummel vom Tisch und zeigte ihn der Frau. »Und ich frage mich, wer ihn wohl fortgeworfen haben könnte.«

Maria streckte eine Hand aus, als wollte sie die Kerze berühren, aber dann zog sie sie schnell zurück.

»Diese Kerze stammt nicht aus unserem Haus«, flüsterte sie kaum hörbar.

Bei diesen Worten wandten sich alle um und sahen sie an. Eleonora schien etwas sagen zu wollen, aber dann biss sie sich auf die Lippen und blieb stumm. Auf den Gesichtern des Podestà und des Capitano del Popolo spiegelten sich unterschiedliche Gefühle, doch vor allem Bestürzung. Mondino konnte sich vorstellen, dass es bei ihm nicht anders war.

»Wie kannst du da so sicher sein?«, fragte Visdomini. »Du hast sie doch nicht einmal berührt.«

»*Ann'ho bisogn...* Das brauche ich nicht.« Marias Stimme hatte an Festigkeit gewonnen. »Wir benutzen Talglichter, die hier ist aus Wachs wie die Kerzen in der Kirche.«

Diese Aussage konnte vieles bedeuten. Visdomini sprach

die Schlussfolgerung aus, die trotz allem am wahrscheinlichsten war. »Vielleicht war es eine geweihte Kerze«, sagte er langsam. »Und das Wesen, das diese schändliche Tat begangen hat, hat sie in den Kamin geworfen, weil es ihren Anblick nicht ertragen konnte.«

Maria stieß einen Schrei aus und stürzte aus dem Zimmer, gefolgt von Eleonora, die vergeblich versuchte, sie zu beruhigen. Die drei Männer sahen einander schweigend an.

»Ich würde meinen, wir sind hier fertig«, sagte der Capitano del Popolo zum Podestà. »Jetzt muss nur noch entschieden werden, was mit der Leiche geschehen soll.«

Taverna Tolomei schien seine Selbstsicherheit zurückgewonnen zu haben. »Messer de' Liuzzi, Ihr habt von zwei Bedingungen gesprochen, ehe Ihr den Leichnam dieses Mannes untersuchen wollt«, sagte er. »Darf ich erfahren, welche das sind?«

»Selbstverständlich«, erwiderte Mondino. »Die erste lautet, dass ich vor Euch und den Richtern das genaue Resultat meiner Untersuchung wiedergeben werde, ohne es auf irgendeine Weise zu verfälschen, damit es zu einer vorgefassten Meinung passt.«

Der Podestà blickte finster. »Es handelt sich nicht um eine vorgefasste Meinung. Die geweihte Kerze spricht eine deutliche Sprache: Satan ist in diesem Raum gewesen.«

»Wenn Ihr das denkt, trifft Eure Entscheidung, ohne mich da mit hineinzuziehen. Ich kann nur eine körperliche Untersuchung der Überreste durchführen.«

»Die zweifellos Messer Visdominis These unterstützen wird.«

»Vielleicht, vielleicht aber auch nicht«, beharrte Mondino. »Das kann ich nicht im Voraus sagen.«

Taverna Tolomei warf ihm einen berechnenden Blick zu: »Und die zweite Bedingung?«

»Ich führe die Untersuchung in meinem Arbeitsraum durch,

auf keinen Fall hier. Ich brauche meinen Seziertisch, meine Instrumente und absolute Ruhe. Außerdem wäre es für alle Beteiligten klüger, Azzone nicht noch mehr zu reizen, indem er mich bei seiner Rückkunft hier vorfindet, während ich mein Chirurgenmesser in den toten Körper seines Vaters stoße.«

»Die Staatsgewalt fürchtet sich nicht vor dem Zorn eines Bürgers«, erwiderte der Podestà. »Dennoch ist Eure Forderung vernünftig, betrachtet sie also als angenommen.«

Mondino wollte gerade darauf hinweisen, dass er auch eine offizielle Bestätigung seiner ersten Bedingung wünschte, doch der Capitano del Popolo kam ihm zuvor, indem er bestürzt ausrief: »Wie sollen wir denn die Leiche transportieren? Von Bertrando Lamberti ist nichts geblieben als ein wenig Asche und die Knochen, die fest mit dem Lehnstuhl verbunden sind. Wenn wir versuchen würden, sie abzulösen, würde der Körper zerfallen.«

Offensichtlich hatte der Podestà nicht an dieses Problem gedacht. Sein Gesicht sprach Bände, man sah ihm genau an, wie sehr er seine ursprüngliche Fehleinschätzung der Lage bereute, die ihn bewogen hatte, sich in dieses Chaos einzumischen.

Mondino und der Capitano warteten schweigend ab, dass er die ihm zukommende Verantwortung übernahm. Schließlich verkündete der Podestà in einem kriegerisch entschlossenen Ton, der so unecht klang wie eine falsche Münze: »Ruft die Häscher und unterrichtet Madonna Eleonora. Wir werden die Leiche mitsamt dem Stuhl wegbringen.«

Der Capitano del Popolo war müde, nein, er war zu Tode erschöpft. Üblicherweise schlief er nicht am Nachmittag, aber der Anblick von Bertrando Lambertis übel zugerichtetem Leichnam schien ihm alle Kraft entzogen zu haben.

Sobald er in dem Haus angekommen war, das er noch die

wenigen Wochen bis zum Ende des Jahres und damit seiner Amtszeit sein Heim nennen konnte, hatte er sich in seine Privatgemächer zurückgezogen. Das Haus war ein strenges, schmuckloses Gebäude, das eine Einheit mit dem Palazzo des Podestà und dem neuen Gebäude der Stadtregierung bildete, welches im Volksmund König-Enzio-Palast genannt wurde, nach dem Sohn Friedrichs des Zweiten von Hohenstaufen, der dort über zwanzig Jahre wie in einem goldenen Käfig gelebt hatte.

Die Ereignisse überstürzten sich. Erst am vergangenen Abend hatte er während ihrer letzten geheimen Zusammenkunft im Mithraeum mit Bertrando gesprochen, und nichts hatte vorausahnen lassen, dass er auf so schreckliche Weise umkommen würde, die er bis jetzt nur vom Hörensagen gekannt und eigentlich eher ins Reich der Legenden verwiesen hatte.

War es möglich, dass Mithras tatsächlich den so bestrafte, der ihn beleidigte? Nicht einmal Christus war zu so etwas fähig. In seinem Leben als Soldat hatte Visdomini blutige Schändungen des Kreuzes miterlebt, Priesterbeleidigungen und auch Gotteslästerungen, und die meisten Täter erfreuten sich noch bester Gesundheit.

Genau diese Erkenntnis, dass der freie Wille, von dem die Priester immer redeten, vielleicht nur ein Mittel war, um die Ohnmacht desjenigen zu verschleiern, den sie den Allmächtigen nannten, hatte ihn in die Arme des Mannes getrieben, den er gelernt hatte, Pater zu nennen, obwohl er kaum etwas Väterliches an sich hatte.

Mit wenigen gezielten Bewegungen legte er seine Kleidung ab, bis er barfuß und in einem leinenen Unterhemd dastand. Er warf den Lederpanzer, das Gewand und die besohlenen Beinlinge auf einen Schemel, schob die dunkelroten Vorhänge des Himmelbettes auseinander und setzte sich auf die wollene

Matratze. Dann zog er die Füße nach, schloss die Vorhänge und wollte sich hinlegen.

In diesem Moment hörte er ein Geräusch. Schritte auf dem Holzfußboden, erst einer, dann noch einer. Sie klangen nicht verstohlen wie bei einem Dieb, sondern gelassen und entschlossen wie von jemandem, der sich zu Hause fühlt. Visdomini wollte nach den Vorhängen greifen, doch er hielt mitten in der Bewegung inne.

»Du brauchst mich nicht zu sehen, um zu wissen, wer ich bin«, sagte eine wohlbekannte Stimme leise.

»Ihr?«, erwiderte Visdomini vollkommen überrascht.
»Aber wie...?«

»Wie ich hier hereingekommen bin?« Wie immer sprach der Pater flüsternd. »Auf dem einfachsten Weg, durch die Tür. Auch in diesem Haus gibt es treue Diener unseres Gottes, die bereit sind, widerspruchslos meinen Befehlen zu gehorchen.«

Der Capitano del Popolo fühlte sich verletztlich wie ein kleines Kind auf seiner winzigen, von den Vorhängen begrenzten Insel. Seine Hand schloss sich schnell um den scharfen Dolch, der immer unter seinem Kopfkissen lag, und diese Berührung gab ihm ein wenig von seiner Sicherheit zurück.

»Was wollt Ihr?«, fragte er respektvoll, doch mit fester Stimme. »Was auch immer es sei, es hätte bis morgen Zeit gehabt.«

»Nein«, erwiderte der Pater schlicht. »Das hätte es nicht.«

»Dann sprecht«, entgegnete Visdomini mit einer Spur von Groll in der Stimme.

Er stellte sich den anderen vor, wie er mitten im Raum stand, die graue Stoffkapuze übergezogen, die seinen ganzen Kopf bedeckte und nur zwei Löcher für die Augen frei ließ. Visdomini hatte sich schon oft gefragt, wer der Pater in Wirklichkeit war. Er hatte den Verdacht, dass es sich womöglich um eine im öffentlichen Leben der Stadt stehende Per-

sönlichkeit handelte, sonst hätte der Mann nicht sein Antlitz verhüllen und seine Stimme verstellen müssen. Doch seine mittelgroße Gestalt und die haselnussbraunen Augen waren weitverbreitet, und der Pater ließ seine Anhänger niemals zu nah an sich heran.

»Bertrando Lamberti wollte uns verraten, aber Mithras' Gerechtigkeit hat ihm nicht die Zeit dazu gelassen«, stieß der Pater flüsternd hervor. »Das Geheimnis ist in Sicherheit, jedenfalls für den Moment ...«

»Wart Ihr ... dabei?«, fragte Visdomini.

»Das braucht dich nicht zu interessieren«, tadelte ihn der Pater. »Der Zorn unseres Gottes hat ihn getötet, nicht ich.«

»Es ging die Rede von einem Ton, den man in der Nacht gehört hat. Ein Gesang, der wie ein Schrei klang.«

»Ich bin nicht hierhergekommen, um deine Neugier zu befriedigen«, unterbrach ihn der Pater, »sondern weil ich besorgt bin. Es ist nicht gut für uns, dass man die Leiche diesem Arzt übergeben hat.«

»Das konnte ich nicht verhindern«, rechtfertigte sich Visdomini.

»Ich weiß. Ich habe erfahren, wie sehr du dich bemüht hast, alle davon zu überzeugen, es sei Teufelswerk, damit niemand etwas von unserer Existenz ahnt. Das hast du gut gemacht. Aber jetzt besteht neue Gefahr.«

»Noch ein Verräter?«, fragte der Capitano del Popolo und fühlte bei seinen Worten einen Angstschauer, als könnte er selbst gemeint sein. Vielleicht war der Pater aus diesem Grund heimlich zu ihm gekommen? Lautlos zog er den Dolch unter dem Kissen hervor.

»Bertrando hat mir einen kostbaren Gegenstand gestohlen, einen antiken Papyrus, den er als Beweis benutzen wollte, um seine Beschuldigungen zu untermauern. Aber er hatte ihn nicht bei sich. Bevor er starb, hat er mir gesagt, er hätte

den Brief seinem Beichtvater übergeben, als er ihm all unsere Pläne enthüllte.«

»Oh Gott«, entfuhr es dem Capitano del Popolo, und er wusste einen Augenblick lang nicht, welchen Gott er damit meinte; jenen, an den er früher geglaubt hatte, oder diesen anderen, der vielleicht mächtiger, aber auch unerbittlicher war.

»Ich musste persönlich eingreifen«, erklärte der Pater. »Unverzüglich. Ich habe den Beichtvater getötet, aber den Brief nicht zurückerhalten. Ich hatte ihm zwar gesagt, er solle ihn mitbringen, doch der elende Wurm hat mir nicht getraut.«

»Den Brief?«, fragte Visdomini.

»Der Papyrus, von dem ich eben sprach, ist der Brief eines römischen Legionärs, den dieser vor vielen Jahrhunderten geschrieben hat. Er ist meine Legitimation, die Grundlage, auf der das Wiederaufleben des Mithraskults fußt. Du musst ihn wiederbeschaffen.«

»Ich? Aber wenn ich doch nicht einmal weiß...«

»Ich bin noch nicht fertig«, fuhr der Pater flüsternd fort. »In der Eile habe ich meinen goldenen Anhänger mit Zurvàn's Bildnis verloren. Ich habe es erst später bemerkt, und als ich mich unter großer Gefahr erneut an diesen Ort begeben habe, war er verschwunden. Jemand hat ihn an sich genommen. Du musst herausfinden, wer dies getan hat, und zwar schnell. Ich muss dir wohl nicht sagen, wie wichtig die Geheimhaltung ist in diesen letzten Wochen vor der endgültigen Läuterung. Niemand darf Verdacht schöpfen.«

Die endgültige Läuterung war für die Nacht vom 24. auf den 25. Dezember vorgesehen, denn in dieser Nacht feierte man einst Mithras' Geburt aus dem Fels, erst später hatten sich dann die Christen dieses Datums für ihr Weihnachtsfest bemächtigt. Und bis dahin waren es gerade noch zwei Wochen.

»*Catbrâyâim âthbraiam*«, raunte der Capitano del Popolo.

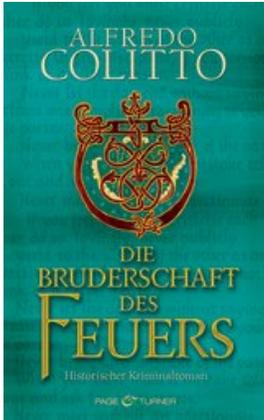
»Die Enthüllung der Wahrheit durch die Feuerprobe«, sagte der Pater auf der anderen Seite des Bettvorhangs. »Ich sehe, dass du dich an diese bedeutenden Worte erinnerst. Sehr gut!«

Visdomini dachte an all die Opfer, die beim Brand der Stadt umkommen würden, und fühlte, wie seine Hände zitterten. Aber er konnte nicht zulassen, dass sein Glaube gerade jetzt wankte. Er war dem Pater aus freiem Willen gefolgt, er hatte vom geheiligten *Haoma*-Saft getrunken und mit seinen eigenen Ohren die Stimme des Gottes vernommen. Das, was wie ein Massaker an Unschuldigen erscheinen konnte, war in Wahrheit die Rettung von Hunderten, vielleicht Tausenden von Seelen.

Er lockerte den Griff um seinen Dolch. Nicht er war in Gefahr. Die ganze Welt hatte den Kampf gegen das Böse verloren, und der Weg, den der Pater wies, war die einzige Rettung. So viele Seelen wie möglich in das große Feuerschiff zu laden, welches sie ins wahre Paradies bringen würde, von dem das christliche nur ein schwacher Abglanz war. Sogar das Wort »Paradies«, das wusste er jetzt, kam von *pairidaeza*, was in der antiken Sprache des *Avesta*, des heiligen Buchs von Zarathustra, einen eingezäunten Garten bezeichnete. Zarathustra hatte einen Irrtum begangen, als er den *haoma* verbot, sagte der Pater häufig, aber er war trotzdem ein großer Prophet.

»Was soll ich tun?«, fragte Visdomini nun, ohne zu zögern.
»Verfügt über mich.«

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Alfredo Colitto

Die Bruderschaft des Feuers

Historischer Kriminalroman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 480 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

5 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-442-20368-0

Page & Turner

Erscheinungstermin: August 2012

Bologna soll brennen ...

Bologna im Herbst 1312: Mondino de' Liuzzi, Medicus und Anatom, wird vom Bürgermeister mit der Aufklärung eines seltsamen Todesfalls beauftragt: Ein Mitglied des Ältestenrats wurde völlig verkohlt in seinem Haus gefunden. Doch im Zimmer, in dem sich die Leiche befindet, deutet nichts auf einen Brand hin. Mondino bringt die sterblichen Überreste in seinen Seziersaal, um sie zu untersuchen. An einem Arm des Toten entdeckt er eine Tätowierung: ein Monster mit Flügeln und einem Löwenkopf, dessen Körper von einer Schlange umringt wird. Wenig später wird ein Franziskanermönch im Bordellviertel tot aufgefunden. In seiner Tasche findet man eine Zeichnung, die der Tätowierung auf dem Arm der ersten Leiche sehr ähnelt. Gemeinsam mit dem ehemaligen Templer Gerardo del Castalbretone kommt Mondino einer Sekte auf die Spur, die dem Gott der Sonne und des Feuers Mithra huldigt – und die eine ungeheuerliche Verschwörung plant ...